

# Ursprung und Zustrom

## Stilkritische Beiträge zum Kontinuitätsproblem in der Wirtschaftsgeschichte Deutschlands

Von

Heinrich Bechtel-München

Inhaltsübersicht: 1. Schrifttum und Fragestellung S. 85 — 2. Soziologische Hilfsbegriffe S. 91 — 3. Gewerbe S. 95 — 4. Landwirtschaft — 5. Handel — 6. Wirtschaftstil

1. In der Wahl der geschichtlichen Fragestellung spiegelt sich das Zeitgeschehen ebenso wider wie in der Bevorzugung bestimmter Zeitepochen durch die Forschung. Nicht zufällig wendete sich z. B. nach dem ersten Weltkrieg die Geschichtschreibung den kulturellen Übergangszeiten zu<sup>1</sup>. Denn bewußt oder unbewußt erfüllt man — nach neuen Ufern ausschauend — die Übergangszeiten als die trächtigen Jahre, deren Schoß neue Blütezeiten der Kultur hervorbringen soll. Der eigenen Unruhe entspricht das Suchen, das die Übergangs- und Blütezeiten kennzeichnet. Hierin unterscheiden sie sich von den klassischen Kulturperioden, die nach wiedergefundener Ruhe ein stetiges Sichaushalten bekunden. Bei der Beschäftigung mit den Übergangszeiten er-

<sup>1</sup> Das Schrifttum über die Spätantike ist selbst für den Fachmann „kaum noch zu übersehen“, meint Fritz Kaphahn (Zwischen Antike und Mittelalter, Das Donau-Alpenland im Zeitalter St. Severins, München o. J. [1948?], 216). Das. Angaben des neueren Schrifttums. — Desgl. bei Michael Rostovtzeff, Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich, 2 Bde., Leipzig 1929, II, 372 ff. — Vgl. ferner die eingehende Verarbeitung des neueren Schrifttums über die Auswirkung römischer Überlieferung im Rheinland in den verschiedenen Abhandlungen von Hermann Aubin: Kelten, Römer und Germanen in den Rheinlanden (Bonn 1925); Maß und Bedeutung der römisch-germanischen Kulturzusammenhänge im Rheinland (13. Bericht d. Röm.-Germ. Kommission, Frankfurt a. M. 1923). Beide Abhandlungen sind wieder abgedruckt mit Ergänzung des inzwischen erschienenen Schrifttums in: H. Aubin, Von Raum und Grenzen des deutschen Volkes, Studien zur Volksgeschichte, Breslau 1938. Das zuletzt genannte Stück erneut abgedruckt in: H. Aubin, Vom Altertum zum Mittelalter. Absterben, Fortleben und Erneuerung, München 1949. Das. auch Abdruck der Beiträge: Zur Frage der historischen Kontinuität im Allgemeinen (zuerst i. H. Z. 168, 1943); Vom Absterben antiken Lebens im Mittelalter; Der Anteil der Germanen am Wiederaufbau des Abendlandes nach der Völkerwanderung u. a.

halten wir deshalb meistens — fast wie ein unverdientes Geschenk — für unsre geschichtliche Anschauung tiefere und lebendigere Einblicke als aus dem Studium der klassischen Perioden<sup>2</sup>.

Die Übergangszeiten verbinden Vergangenes und Zukünftiges und legen die Frage nach ihrem Zusammenhang, nach der Kontinuität, nahe. So erklärt sich aus der geistigen Lage unsrer Zeit die eingehende Beschäftigung mit dem Spätmittelalter ebenso zwanglos wie die Fülle eingehender Untersuchungen über die Spätantike und die problematische Kontinuität zwischen Altertum und Mittelalter. Die Erörterung der Kontinuität zwischen Altertum und Mittelalter verfolgt darüber hinaus die besondere Aufgabe, die frühere rationalistische Annahme einer Kulturzäsur nach dem Untergang des römischen Imperiums richtig zu stellen<sup>3</sup>. Mit einem beträchtlich erweiterten Bestand an Tatsachenbelegen kann die jetzige Geschichtschreibung die in der Aufklärungszeit beliebte Katastrophentheorie widerlegen<sup>4</sup>. Der Wirtschafts-

<sup>2</sup> Über Blütezeiten und klassische Perioden vgl. Georg Dehio, *Geschichte der deutschen Kunst*, Berlin/Leipzig 1921, II, 180 und passim.

<sup>3</sup> Alfons Dopsch hielt 1925 auf der 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Erlangen einen viel beachteten Vortrag über: „Das Kontinuitätsproblem vom Altertum zum Mittelalter“. Der Vortrag, durch Belege aus dem Schrifttum ergänzt, erschien i. *Arch. f. Kulturgesch.*, XVI, 1926, und ist wieder abgedruckt i. *Beitr. z. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Ges. Aufsätze, 2. Reihe*, Wien 1938, 253 ff. Vorausgeschickt hatte Dopsch zwei große Monographien über die Wirtschaft des frühen Mittelalters: (1.) *Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit, vornehmlich in Deutschland*, 2 Bde., Weimar 1912/13; (2.) *Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Caesar bis auf Karl d. Gr.*, 2 Bde., Wien 1918/20.

<sup>4</sup> Gegen die veraltete Katastrophentheorie wendet sich erneut F. Kaphahn (a. a. O. 33): Neben dem „umfassenden biologischen Wandel, der in jenen Jahrhunderten [scil. der Spätantike] über das römische Reich kam, tritt ein noch viel schwerer wiegender psychophysischer Prozeß: die antike Menschheit wurde krank“. — Entsprechend meint M. Rostovtzeff (a. a. O. II, 372): „Der Standpunkt derer, die über den Untergang der antiken Welt schreiben, ist veraltet. Die spätrömische Kaiserzeit ist zweifellos nicht eine reine Verfallsperiode; sie ist eine Phase in der Entwicklung der Menschheit und hat viele dauernde Werte auf dem Gebiete der Kunst, Literatur, Theologie usw. hervorgebracht ... In der Zeit zwischen Diokletian und Theodosius macht sich überall im römischen Reiche ein gewisses Wiederaufleben auf wirtschaftlichem Gebiet bemerkbar und die Bevölkerung war damals nicht schlechter daran als am Ende des 2. Jahrh.“ Vgl. auch die Übersicht über die verschiedenen Katastrophentheorien das. 241 ff. — Die von Karl Bücher und Max Weber vertretene These von einer erneuten Zunahme der Naturalwirtschaft im römischen Reich der Spätantike ist heute nicht mehr haltbar. Vgl. dazu M. Rostovtzeff, a. a. O. II, 242 und A. Dopsch, *Beitr. z. Verfassungs- und Wirtschaftsgesch.*, Ges. Aufsätze I, Wien 1928, 220. — Zu den Meinungsverschiedenheiten über die Kontinuitätstheorie meint H. Aubin (*Vom Altertum zum Mittelalter*, 75): „Daß bald die Kontinuität, bald die Zäsur zwischen den Zeitaltern hervorgehoben wird, kommt wesentlich von den wechselnden Anliegen, mit denen die jeweilige Gegenwart an die Vergangenheit herantritt, und von dem Pendelschlag der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, wenn sie um ein großes Thema ringt.“ — Ders. nennt (das. 146) die Auffassung von

geschichtschreibung stehen dabei besonders die seit der Jahrhundertwende in reichem Maße und in guter Ordnung dargebotenen Spatenfunde zur Verfügung, die die spärlichen Schriftquellen der Zeit ergänzen<sup>5</sup>.

Die frühere einseitige Überschätzung der Schriftquellen zuungunsten der Sachüberlieferung ist im Laufe der letzten Jahrzehnte offensichtlich berichtigt worden. Eingehende Kritik muß aber der Wirtschaftshistoriker an nicht wenigen Deutungsversuchen der Vorgeschichtschreibung üben, wenn sie nationalökonomische Begriffe unsrer Zeit gar zu unbedenklich auf völlig anders gelagerte Verhältnisse überträgt<sup>6</sup>. Dazu verlockt der Fundstoff. Die ausgegrabenen Geräte, Werkzeuge, Waffen, Schmuckstücke, Siedlungsstätten, Überbleibsel der Kleidung und Nahrung verlangen nach einer wirtschaftsgeschichtlichen Deutung neben der Erforschung des künstlerischen Formenwandels und

---

Henri Pirenne in dessen „Geburt des Abendlandes“ (o. O., o. J. [1940] als Übersetzung des Buches: Mahomet et Charlemagne erschienen) eine „Rückkehr zur Katastrophentheorie, ... nur daß diesmal nicht der Einbruch der Germanen, sondern jener der Araber die neue Welt bedingt“. — H. Pirenne findet ebenfalls scharfe Ablehnung durch F. Kaphahn (a. a. O. 219) und durch Ernst Kornemann (Weltgeschichte des Mittelmeer-Raumes, München 1949, II, 352).

<sup>5</sup> Auch vom prähistorischen Schrifttum gilt, daß es kaum noch zu übersehen ist. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse bietet Carl Schudhardt, Vorgeschichte von Deutschland, 5. Aufl., München/Berlin 1943 (mit reichen Schrifttumsangaben). Berlin 1941. — Unter Verwendung der neueren Forschungsergebnisse: Richard Pittioni, Die urgeschichtlichen Grundlagen der europäischen Kultur, Wien 1949. — Vgl. ferner für die großen Zusammenhänge Ernst Wahle, Deutsche Vorzeit, 1932. — Weitere Schrifttumsangaben in den hier folgenden Anmerkungen. — Über Einzelfragen unterrichten die einschlägigen Artikel in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, die jedoch für unsere Zwecke als z. T. überholt gelten müssen. Den Fortschritt der Forschung geben die prähistorischen Periodika wider.

<sup>6</sup> Die bei manchen Prähistorikern beliebte Verwendung von Begriffen aus der modernen Nationalökonomie für weit zurückliegende, völlig anders geartete Verhältnisse erklärt sich vielleicht aus dem Wunsch, die Vorgeschichte zu vergegenwärtigen, hat aber die wohl unbeabsichtigte Wirkung, die historische Perspektive unzulässig zu verkürzen und die Tatsachen schärfer zu konturieren, als es das Quellenmaterial zuläßt. So spricht E. Wahle (a. a. O. 75) vom „Handel“ in der Steinzeit, Gustav Kossinna (Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft, Mannus-Bibl. IX, 1911, 26) von einer „bronzezeitlichen Metallindustrie“. Ernst Sprockhoff widmete dem Handel in der Bronzezeit sogar eine Monographie und zieht aus Funden Schlüsse, die der Wirtschaftshistoriker zumindest als gewagt bezeichnen muß. Die Verwendung neuzeitlicher Begriffe für die Vorgeschichte übertreibt Leonard Franz (Wirtschaftsformen der Vorzeit, Brünn 1943). Er nimmt für die Steinzeit bereits einen Export von Rohstoffen und Fertigwaren gegen Bezahlung an (das. 102), nennt die Bronze- und Eisenzeit „Stufe der Industriegewirtschaft“ (das. 109) usw. — Vgl. in diesem Zusammenhang die kritischen Ausführungen in meinen Abhandlungen: Zur Vorgeschichte der deutschen Wirtschaft (Schmollers Jhb. LXIII, 1939), und: Zur Frühgeschichte der deutschen Wirtschaft (das. LXIV, 1940) —. Die Sachlichkeit



neben der Untersuchung des geistigen Verhaltens der vorgeschichtlichen Menschen zu ihrer Umwelt<sup>7</sup>.

Die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung ermöglichen es uns, bis an den Ursprung der germanischen Wirtschaftsgeschichte zurückzugehen und den geeigneten Ausgangspunkt für die Frage nach dem Übergang vom Altertum zum Mittelalter zu finden. Wenn wir den Ursprung kennen, wird unser Urteil über den Zustrom sicherer. Und wenn es uns gelingt, den Zusammenhang zwischen Altertum und Mittelalter nachzuweisen, erledigt sich von selbst die Frage nach einer Kulturzäsur. Leuchtet also die Gegebenheit eines Zusammenhangs zwischen Altertum und Mittelalter dem unbefangenen Auge fast unmittelbar ein, so verlangt die Klärung des sogenannten Kontinuitätsproblems ein näheres Eingehen auf Herkunft und Stärke des Zustroms, auf seine Auswirkungen und auf das Kräftespiel zwischen ihm und der Überlieferung.

Die Antworten der Geschichtschreibung auf diese Fragen sind sehr verschieden ausgefallen, weil sie nicht selten mit Vorentscheidungen belastet waren. Manche Prähistoriker neigten dazu, nach einer langen Vernachlässigung und Geringschätzung ihres Forschungsgebiets den nordischen Ursprung in der germanischen Überlieferung überzubetonen; die Berücksichtigung des Zustroms aus dem Süden kam dann bisweilen zu kurz. Gelegentlich klang hier sogar eine Kampfansage gegen die ältere kritiklose Überbewertung südlicher Einflüsse an, die seit dem Humanismus unsre Geschichtsauffassung belastet hat. Leider ist eine voreilige Popularisierung und manche politisierende Ausnutzung prähistorischer Forschungsergebnisse dem Ansehen der Vorgeschichte abträglich gewesen. Die Folgerungen aus den Spatenfunden verlangen jedoch eine behutsame Zurückhaltung.

Die folgenden Ausführungen werden sich bemühen, das richtige Verhältnis von Ursprung und Zustrom in der Wirtschaftsgeschichte Deutschlands abzuwägen. Ein wichtiges methodisches Hilfsmittel bietet dabei neben der theoretisch-ökonomischen die historisch-soziologische Begriffsbildung, über die im nächsten Abschnitt gesprochen werden soll. Es wird sich dann auch zeigen, daß Norden und Süden in den mannigfaltigen und verwickelten Zusammenhängen beim Übergang der Wirtschaft Deutschlands vom Altertum zum Mittelalter nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen.

---

wissenschaftlicher Kritik verlangt, darauf hinzuweisen, daß die Vorgeschichte zu ihrer Entlastung mit Recht geltend machen kann, die Wirtschaftsgeschichtschreibung habe es bisher im allgemeinen vermieden, sich mit den Ergebnissen der Vorgeschichtsforschung auseinanderzusetzen.

<sup>7</sup> Vgl. Friedrich Behn, *Vor- und Urgeschichte*, i. Prop.-Weltgesch. I, Berlin 1931, 94. — Ernst Wahle, *Frühgeschichte des Germanentums*, i. Neue Prop.-Weltgesch. II, Berlin 1940, 4. — C. Schuchhardt, *Alteuropa*, 2.



Eine Meinungsverschiedenheit eigener Art ist aus der Verwendung des Begriffs Kontinuität entstanden. Der Katastrophentheorie und der aus ihr abgeleiteten Annahme einer Kulturzäsur wurde die These von der Kontinuität, d. h. von einem Nachleben und Weiterwirken römischer Überlieferung in Deutschland entgegengestellt. Wählt man aber die eigenständige germanische Überlieferung als den nächstgelegenen Ausgangspunkt für die Frage nach dem Ursprung der Wirtschaftsgeschichte Deutschlands und betrachtet man die Einwirkungen von außen als das, was sie sind, nämlich als Zu-Strom, so regt sich der Zweifel, ob das Wort Kontinuität bei der Vielfältigkeit des Kräftespiels, das den Übergang vom Altertum zum Mittelalter begleitet, überhaupt am Platz ist. Dazu kommt das Bedenken, daß seine Verwendung das Ergebnis der Forschung vorwegnimmt.

Diese Erwägungen weisen eindringlich darauf hin, die Doppelgesichtigkeit unsrer Fragestellung nicht aus dem Auge zu verlieren, also den Ursprung ebenso sorgfältig zu beobachten wie den Zustrom. Werten wir aber wägend die Fremdeinflüsse mit der erforderlichen Kritik, beobachten wir im einzelnen das Ein- und Ausatmen des Zustroms und bleiben wir uns bei der Begegnung des deutschen Wirtschaftstils<sup>8</sup> mit dem Süden seiner Herkunft bewußt, so möchten wir fragen, ob hierbei noch mit Berechtigung von Kontinuität im üblichen Sinne gesprochen werden kann.

Es entscheidet sich also an dieser Stelle, von welchem Standpunkt aus wir die Landschaft der geschichtlichen Wirklichkeit betrachten. Denn wenn auch die Tatbestände feststehen, wechselt ihr Aussehen nach der Beleuchtung, die wir auf sie fallen lassen. Nicht zuletzt aus der Verschiedenheit der gewählten Standpunkte erklären sich die bisherigen Widersprüche in den Schlußfolgerungen<sup>9</sup>. Darauf hat auch Otto Höfler hingewiesen, als er sich kritisch dagegen aussprach, das Wort Kontinuität in einem andern Sinne als in dem der „germanischen Kontinuität“ zu verwenden. Er machte auf den Widerstreit aufmerksam, der zwischen der Auffassung, die ein Eigenleben der Kultur ohne Bezugnahme auf ihren Träger für denkbar hält, und derjenigen besteht, die die entscheidende Geschichtskraft in den die Kultur schaffenden und tragenden Völkern erblickt. „In diesem organischen Sinne wird man von ‚Kontinuität‘ nur dort sprechen wollen, wo die völkische Substanz

<sup>8</sup> Das Erkenntnismittel des Wirtschaftstils wird hier weiterhin so verwendet, wie ich es zuerst in meinem Buch: *Der Wirtschaftstil des deutschen Spätmittelalters*, München 1930, getan habe.

<sup>9</sup> Vgl. Friedrich Adama van Scheltema, *Die geistige Mitte, Umriss einer abendländischen Kulturmorphologie*, München 1947, 37. — Josef Strzygowski, *Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst*, Heidelberg 1936, 6. — Bei dem schnellen Ausreifen der vorgeschichtlichen Forschung wird der kritisierte Zustand vielleicht bald der Vergangenheit angehören.

und ihre Schöpfungen ungebrochen weiterleben . . . Es ist nicht eine bloß theoretische Frage der wissenschaftlichen Begriffsbildung, ob man im Vordergrund der europäischen Geschichte den kulturellen Zusammenhang des germanischen Mittelalters mit dem römischen Altertum oder aber mit dem germanischen Altertum sieht. Vielmehr wird von dieser Vorrangentscheidung (die keineswegs nur eine quantitative ist!) das Grundgefüge unseres historischen Selbstbewußtseins abhängen<sup>10</sup>. Von germanischer Kontinuität spricht ebenfalls die deutsche Rechtsgeschichte. Für sie ist es nach den Worten von Heinrich Mitteis sogar „eine Selbstverständlichkeit, daß sie überall der germanischen Kontinuität in der deutschen Verfassungsgeschichte nachgeht, auch wo auf den ersten Blick fremde Einflüsse zu überwiegen scheinen“<sup>11</sup>. Schließlich verstehen auch die Prähistoriker unter Kontinuität die Fortführung der eigenständigen Überlieferung.

Grundsätzlich ist gegen das Wort Kontinuität im Sinne des Weiterlebens römischer Überlieferung im germanischen Lebensbereich geltend zu machen, daß es weder einen fest umrissenen Inhalt hat, noch daß es bereits zu einem zuverlässigen Verabredungswort mit einer stillschweigend zugestandenen Bedeutung geworden ist. Wäre dies der Fall, so könnte man es so verwenden wie andre Verabredungswörter, die erst im Laufe der Zeit mit einem bestimmten Sinn erfüllt worden sind, wie etwa in der Kunstgeschichte das Wort Gotik, dessen ursprünglicher Gehalt gegenüber der ersten, von Vasari gegebenen Fassung jetzt völlig verblasen ist (W. Pinder). Sollen wir uns nun an ein Wort klammern, dem wahrscheinlich dasselbe Schicksal beschieden ist? Es besteht aber überhaupt kein zwingender Anlaß, das Wort Kontinuität in seiner Zweideutigkeit<sup>12</sup> zu benutzen, es sei denn, man verwende es ausschließlich im Sinne der germanischen Kontinuität — noch besser: man vermeide es möglichst. Auch hier, wo es sich um den Übergang der Wirtschaft

<sup>10</sup> Otto Höfler, Das germanische Kontinuitätsproblem, H.Z. 157, 1938, 2.

<sup>11</sup> Heinrich Mitteis, Der Staat des hohen Mittelalters, Grundlinien einer vergleichenden Verfassungsgeschichte des Lehnzeitalters, Weimar 1944, 8. — Trotz der Einwände will H. Aubin von dem „Schlagwort“ der germanischen Kontinuität nichts wissen und warnt davor, es „auf unsern ganzen Kulturbesitz auszudehnen“. Weder diese Gefahr besteht noch die andre, daß wir durch seine Verwendung „allzu leicht das Mißverständnis erwecken, als ob wir unsrer germanischen Grundsubstanz und ihres entscheidenden Beitrags zur heutigen Weltkultur nicht sicher wären“ (Vom Altertum zum Mittelalter, 70). — Vgl. auch Johannes Haller, Der Reichsgedanke der staufischen Zeit, i. Welt als Gesch., S. 1939, 402.

<sup>12</sup> So verwendet z. B. A. Dopsch den Begriff Kontinuität für die Fortdauer sowohl römischer als auch germanischer Überlieferung (Kontinuitätsproblem 273, 275). In dieser Abhandlung stört — wie auch bei andern Arbeiten von Dopsch — der Mangel an Begriffsschärfe. Trotz solcher kritischer Vorbehalte wird nicht verkannt, daß durch seine Arbeiten neue Ausblicke eröffnet worden sind.



Deutschlands vom germanischen Altertum zum Mittelalter handelt, kann weitgehend auf seine Verwendung verzichtet werden.



2. Nach den bisherigen Ausführungen schon dürfte einleuchten, daß die Lösung unsrer Aufgabe zugleich Scheidung und Zusammenfassung von Ursprung und Zustrom auf den wirtschaftlichen Hauptbetätigungsbereichen, in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, verlangt. Wollen wir bei der anschließenden empirischen Beweisführung uns nicht bloß — wie das bisher meist geschah — auf die Feststellung von vereinzelt Tatsachen der Fremdübernahme, wie etwa auf die Einführung feinerer Obstsorten und der Weinrebe, die Erlernung einiger technischer Fertigkeiten aus dem römischen Provinzialgewerbe, die Nachprägung römischer Münzen u. ä. beschränken, sondern grundsätzlich nach der Verschmelzung von Fremdgut mit eigenem ausschauen, so darf nicht der dahin zielende Wille und das dabei zutage tretende geistige Verhalten der damaligen Menschen ungeprüft bleiben. Es handelt sich also für uns um eine Klärung sowohl der historischen wie der soziologischen Zusammenhänge, wenn wir als letztes den Wirtschaftstil jener Übergangszeit erfassen wollen. Es ist deshalb angebracht, die für unsre Untersuchung geeigneten soziologischen Begriffsgattungen vorweg in einer kurzen Übersicht zu mustern<sup>13</sup>.

Die Aufnahme fremden Zustroms und seine Verschmelzung mit der Überlieferung zu etwas Neuem helfen folgende soziologische Begriffe klären: Reife, Bedürfnis, Annahmewilligkeit und Aufnahmebereitschaft.

Die Bewertung der Reife beim Empfänger fremder Anregungen bietet erhebliche Schwierigkeiten, weil sie sich nur an dem Spannungsverhältnis zwischen dem gebenden und nehmenden Kulturträger ermessen läßt. Dafür fehlen leider absolute Maßstäbe. Das Spannungsverhältnis kann sich nämlich in einem wirklichen, d. h. bewußt empfundenen und mit Anerkennung und Bewunderung des Fremden erfüllten Begehren oder aber in einer nachgiebigen Schwäche äußern. Für den Historiker ist es schwer, wenn nicht gar unmöglich, die Spannung richtig einzuschätzen. Läßt sich überhaupt entscheiden, muß in unsrem Falle gefragt werden, ob die so wesensverschiedene römische Kultur der germanischen überlegen war oder als überlegen empfunden wurde? Es wird noch an Einzelheiten gezeigt werden, daß die Germanen durchaus nicht ohne weiteres geneigt oder immer bereit waren, eine römische

---

<sup>13</sup> Methodologische Förderung für die Untersuchung des Kontinuitätsproblems vermittelt der Aufsatz von H. Aubin, Zur Frage der historischen Kontinuität im Allgemeinen (vgl. Anm. 1).



Überlegenheit anzuerkennen. Lag dann Unreife oder Unfähigkeit oder nur Unentschiedenheit vor?

Mit dem Spannungsverhältnis eng verbunden ist das Bedürfnis nach einer Annahme fremder Kultur. Es war in unsrer Epoche sicher nur dort vorhanden, wo diese eine fühlbare Lücke ausfüllte. So betrachtet kann die Annahme des Fremden auf seiner Anerkennung und der Lust zur Nachahmung oder auf Bequemlichkeit und dem Mangel an Widerstand beruhen. Im ersteren Falle hätten wir es mit einer aktiven, bewußten Annahmewilligkeit zu tun, im letzteren nur mit einer passiven Duldung. Solche passive Duldung begegnet uns zuweilen in der Form einer äußerlichen Überfremdung der eigenen Kultur. Gewöhnlich ergreift sie nicht die Gemeinschaft, sondern nur eine oder einzelne Schichten und zerstört dadurch die Stileinheit. Die Übernahme französischer Mode, Sprache und Kunst im 18. Jahrh. z. B. verdeutlicht sinnfällig eine solche Überfremdung. Auch die Frühgeschichte kennt sie. Es kann sich — bildlich gesprochen — bei der Überfremdung wie bei der Impfung eines Lebewesens der frühere Zustand ändern, bis der Fremdstoff wieder ausgeschieden ist. Die aktive Annahmewilligkeit mag, wie schon erwähnt, etwa aus dem Trieb zur Nachahmung oder auch aus der spielerischen Lust und der Neigung zum Erproben und Schmecken des Fremden entstehen. Passive und aktive Annahme fremden Kulturgutes haftet gewöhnlich an Äußerlichkeiten und ist meist räumlich und zeitlich begrenzt. Sie ziehen über ein Volk hinweg wie der Wolkenschatten über eine Landschaft, der ihr Aussehen auf die Dauer nicht verändert. Nachhaltige und dauernde Umformungen der Kultur treten erst dann ein, wenn zu der Annahmewilligkeit noch die innere Aufnahmebereitschaft hinzukommt. Aufnahmebereitschaft bewirkt durch die Verinnerlichung des Vorgangs eine Umbildung des Fremdgutes und eine durch die besonderen Umstände und vorhandenen Anlagen bedingte Anpassung an die eigene Art. Sie hält sich also fern von sklavischer Nachahmung. Der Aufnahmevorgang wird durchgeistigt. Dem Einatmen folgt das Ausatmen, der Systole die Diastole.

Eine Kultur bietet wohl selten, vielleicht überhaupt nur zeitweilig eine so vollkommene Geschlossenheit dar, daß nicht irgendwo ein Einbruch in ihre Stileinheit erfolgen könnte. Die Gründe für eine derartige Gefährdung sind mannigfacher Art und bestehen etwa in der Schwäche der Grundlagen oder in der Verwendung nichtanpassungsfähigen Zustroms oder in der Enge und Kürze einer Kulturbewegung. Solche und andre Gefährdungen der Kultur begünstigen dann das Eindringen von Fremdkörpern, womöglich mit dem Endergebnis der Verdrängung oder Verbiegung der eigenständigen, vorher geschlossenen Kultur zu einem abwärts führenden Eklektizismus. In Gefährdung kann auch die ursprünglich als Stärke geltende Ablehnung von Fremdeinflüssen um-

schlagen, wenn die Ablehnung sich zu stumpfer Starrheit versteift. Verhärtung und Versteinigung, Ermüdung und endliches Erlöschen der Kultur ist dann die Folge, sobald die ursprüngliche Schöpferkraft erlahmt ist. In der Kunst kündigt sich Gefährdung zumeist in erzwungener Künstelei und Tüftelei an und endet gewöhnlich im Manierismus<sup>14</sup>, der durch eine Welle fremder Kultur leicht weggespült werden kann, falls nicht rechtzeitig eine Neubelebung aus eigener frischer Wurzel einsetzt. Manierismus begünstigt also die Möglichkeit zur Übernahme fremder Kultur, jedoch nicht die Bereitschaft zu ihrer inneren Verarbeitung. Der Begriff der soziologischen Gefährdung lenkt als heuristisches Mittel stilgeschichtlicher Betrachtung den Blick auf die offene Flanke einer Kultur, durch die eine schwächende Überfremdung eindringen kann.

In diesem Zusammenhang meldet sich das Verlangen nach historisch-soziologischer Wertung der gebenden und nehmenden Kulturen, inwieweit sie durch ihren zeitlichen Zustand bedingt sind; es ist vorläufig unerfüllbar. Wie die Antike nicht immer antik war, so das germanische Altertum nicht immer Altertum schlechthin, das frühe Mittelalter noch längst nicht das Mittelalter. Es wäre also erwünscht, die Höhenlage einer Kultureinheit bei der Begegnung mit einer anderen zu kennen. Denn Kultureinheiten, die sich bereits zerfasern — sei es durch Erschöpfung, sei es durch eine andre überhandnehmende innere Gefährdung —, haben naturgemäß eine geringere Widerstandskraft und Überzeugungsfähigkeit als im Aufstieg befindliche<sup>15</sup>. Da uns aber, wie gesagt, dafür

<sup>14</sup> Die Geschichte der bildenden Kunst Deutschlands weist hierfür — allerdings erst aus einer späteren Zeit als der hier in Rede stehenden — verschiedene Fälle nach, z. B. den Manierismus des 16. Jh., den Stilumbruch in der zweiten Hälfte des 18. Jh. usw. Vgl. Hans Seldmayr, Verlust der Mitte, Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrh. als Symbol der Zeit, Salzburg o. J. (1948), 187 und passim. Das. nähere Schrifttumsangaben.

<sup>15</sup> Arnold J. Toynbee (Studie zur Weltgeschichte, Wachstum und Zerfall der Zivilisationen, Hamburg 1949) verwendet den anschaulichen Vergleich des Aufstiegs der Zivilisationen (Kulturen) mit einer Gruppe von Bergsteigern, von denen einzelne zum Gipfel vordringen, andere auf einem Felsband stehen bleiben müssen, andere abstürzen usw. — Die schöpferische Leistung betrachtet T. als Antwort auf die Herausforderung der Umwelt. Aber „die wahrhafteste Herausforderung, vor die sich eine Zivilisation gestellt sehen kann, ist keineswegs die, die zu einer einzigen siegreichen Antwort führt, sondern diejenige, welche eine Bewegung auslöst, durch die eine Kultur eine Stufe weiter und höher geführt wird, nämlich vom ersten Sieg zu neuem Kampf, von der Lösung einer Frage zur Aufstellung einer anderen, die wiederum der Lösung harret“ (a. a. O. 201). — Vgl. das. 221: „In dem Maße, in dem die Zivilisation wächst, rechnet sie immer weniger mit einer von außen gestellten Aufgabe . . . Wachstum bedeutet für die wachsende Persönlichkeit oder Zivilisation, daß sie dazu neigt, sich ihre eigene Umwelt selbst zu schaffen, sich selbst Aufgaben zu stellen und das eigene Betätigungsfeld selber festzulegen! Mit anderen Worten besteht das Kennzeichen des Wachstums in fortschreitender Selbstentfaltung.“



meistens greifbare und zuverlässige Maßstäbe fehlen, ist es nicht unbedenklich, diesen Weg weiterzuverfolgen. Er führt leicht in den Irrgarten der willkürlich vereinfachenden Unterstellung vom Kreislauf der Kulturen, aus dem kein Ariadnefaden uns zurückhaspelt. Jedoch empfiehlt es sich, die angedeutete Möglichkeit im Auge zu behalten. Wir vermeiden die geschilderte Gefahr, wenn wir uns jeweils auf die erkennbaren Tatbestände im Wirtschaftsleben Deutschlands vor der Begegnung mit dem Süden besinnen, um eine etwaige Aufnahme oder Ablehnung des Zustroms erkennen zu können.

Die empirische Anwendung dieser historisch-soziologischen Begriffsgattungen gelingt am ehesten bei einer Untersuchung des Gewerbes, genauer: derjenigen Gewerbebezüge, die eine ausdeutbare Sachüberlieferung hinterlassen haben wie das Geräte-, Waffen- und Schmuckgewerbe, weil sie haltbare Rohstoffe — Ton, Glas, Metall, Steine und Edelsteine — verarbeiteten. In zweiter Linie ist die Landwirtschaft zu untersuchen, bei der die Sachüberlieferung allerdings zurücktritt, so daß die mageren zeitgenössischen und späteren Schriftquellen herangezogen werden müssen. An letzter Stelle in unserer Untersuchung folgt der Handel, von dem ein Bild nur durch sorgfältiges Zusammentragen von Einzelheiten gewonnen werden kann. Die Sachüberlieferung besteht hier vorwiegend in Münzfunden, die durch ihre Prägedatierung aufschlußreich sind, daneben in der sachlichen Hinterlassenschaft, die über die Beziehungen zwischen Fund- und Herstellungsort und über die vermutlichen Handelswege berichtet. Verstreute Angaben lassen vorsichtige Schlüsse auf den Handelsbetrieb zu.

Soweit möglich, sollen unsere Betrachtungen folgende Fragen klären: Betriebs- und Unternehmungsformen, technische Verfahren — dazu im Gewerbe die Formgestaltung und im Handel die Geldverwendung —, Sozialverhältnisse (besonders in der Landwirtschaft), Wirtschaftsgesinnung. Sämtliche Beobachtungen sollen in die Erkenntnis des Wirtschaftstils ausmünden. Räumlich beziehen sich unsere Untersuchungen auf die Germania Magna, also auf den Lebensraum des späteren Deutschlands, während von der Romania nur die nachher einge-deutschten Provinzen berücksichtigt werden<sup>16</sup>. Die Gebiete der römischen Provinzen am Rhein und zwischen Donau und Alpen rücken als die Berührungsflächen zwischen germanischer und römischer Kultur in

<sup>16</sup> H. Aubin (Zur Frage usw., 44) fordert mit Recht „räumliche Vollkommenheit des Betrachtungsfeldes“ und gliedert — was sich als ein Fortschritt erweist — das Betrachtungsfeld in drei Zonen: (1.) das innere Deutschland, außerhalb des Limes; (2.) die Niederlassung der Germanen jenseits des Limes: „von der Grenze Schottlands über das angelsächsische Britannien, die Niederlande, Belgien, Nordfrankreich und das deutsche linke Rheinufer wie das rechte Donauufer einschließlich des Dekumatlandes an den Fuß der Alpen heran und im bayrischen Stammesgebiet auch in die Alpen hinein bis Südtirol“; (3.) Italien, das Rhonetal, Aquitanien und Spanien.



den Vordergrund unsrer Erörterungen. Zeitlich reichen diese bis zum Beginn der Karolingerherrschaft.



3. Wesen und Bedeutung des germanischen Gewerbes in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Geb., also in der Zeit seiner entscheidenden Begegnung mit dem Süden, verstehen wir nur, wenn wir nacheinander Ursprung und Zustrom betrachten. Leider gewährt uns die Sachüberlieferung unmittelbar bloß Einblicke in die technische und künstlerische Leistungsfähigkeit des vorgeschichtlichen Gewerbes und gestattet uns kaum Vermutungen über die gleichzeitigen Betriebsformen. So verliert sich auch der Beginn der Aufgliederung des Gewerbes nach Hauswerk, Lohnwerk, Handwerk und Großgewerbe im unsicheren Dunkel der Vorgeschichte<sup>17</sup>. Besonders erwünscht wäre es, wenigstens die frühere Absonderung selbständig — beruflich? — schaffender Gewerbetreibender zu erkennen. Dieser Vorgang kann nur vermutungsweise, aber mit dem Anspruch auf größte Wahrscheinlichkeit für das zweite vorchristliche Jahrtausend, also für die Bronzezeit angenommen werden. Aus ihr besitzen wir neben den Anzeichen für Handwerkstätigkeit auch Beweise für das Großgewerbe (Bergbau). Die Entdeckung der Kupfererze als Werkstoff hat bahnbrechend gewirkt. Denn während die Herstellung der Gewebe und vielleicht auch der Keramik im allgemeinen geschickten Frauenhänden überlassen blieb und das Zimmern, den Schiffsbau, die Wagnerei wohl noch jedermann auszuüben verstand, verlangte die Gewinnung der Kupfererze im Bergbau, ihre Verhüttung und Verformung besondere Fachkenntnisse und längere Erfahrung. Hierüber sind wir in allen Einzelheiten durch die Funde gut unterrichtet. Die Geräte, Werkzeuge, Waffen und Schmuckstücke verraten ein überraschend hohes Können, vollkommene Stoffbeherrschung und staunenswerte Gestaltungskraft. Das war nicht mehr jedermanns Sache; auch nicht die Technik der Goldverarbeitung, die aus der endenden Bronzezeit be-

<sup>17</sup> Zur Klärung der hier verwendeten Begriffe diene folgender Hinweis: Gewerbe wird als Sammelname für alle Arten technischer Betätigung benutzt. Es gliedert sich — ökonomisch, nicht historisch — nach folgenden Betriebsformen auf: (1.) Hausfließ = technische Arbeit für den Eigenbedarf (Die Axt im Haus ersetzt den Zimmermann!); (2.) Hauswerk = gewerbliche Gütererzeugung zum Austausch; (3.) Heimwerk oder Lohnwerk = Auftragsarbeit gegen Lohn zu Hause neben sonstiger Tätigkeit oder beim Auftraggeber (Stör); (4.) Handwerk = frei gewählte oder bestellte Gütererzeugung für den Austausch — (Karl Bücher nennt es auch: Preiswerk); (5.) Großgewerbe = gewerbliche Gütererzeugung unter Heranziehung von freien — bezahlten oder am Ertrag beteiligten — und unfreien Arbeitskräften mit Aufgliederung der Arbeitsvorgänge (Arbeitsteilung und Produktionszerlegung); (6.) Manufaktur = handwerklich betriebene Unternehmung mit Arbeitsteilung und Produktionszerlegung.

kannt ist. Wir sind deshalb berechtigt, das zweite vorchristliche Jahrtausend als das erste technische Zeitalter in der Wirtschaftsgeschichte Deutschlands und zugleich als ersten Höhepunkt seiner Kulturgeschichte zu bezeichnen<sup>18</sup>.

Der Hochstand der Eisenverarbeitung im letzten vorchristlichen Jahrtausend zeigt die Weiterbildung der erlangten technischen Meisterschaft. Im Großgewerbe des Bergbaues kam nun zur Gewinnung von Erzen diejenige von Salz hinzu und an den Erzbergbau schloß sich die großgewerbliche Eisenverhüttung an. Leider muß unentschieden bleiben, ob die großgewerblichen Betriebe von Einzelunternehmern — etwa politischen Führerpersönlichkeiten — betrieben wurden oder, was wahrscheinlicher ist, von genossenschaftlichen Gewerken, worauf u. a. die Bronzeerzeugung an den Schmelzstätten<sup>19</sup>, dann die Eisenverarbeitung in den keltischen Oppida und schließlich die Salzgewinnung aus der Sole hindeuten.

Trotz unsrer recht guten Kenntnis der verschiedenen Kulturkreise, die sich uns aus vielen Einzelheiten seit dem Neolithikum erschließen, läßt sich doch schwer auseinanderklauben, was von den technischen Fähigkeiten und künstlerischen Begabungen im einzelnen den Illyriern, Kelten und Germanen zugeschrieben werden muß. Es genügt hier daran zu erinnern, daß wir seit dem Ende der Bronzezeit von Germanen zu sprechen berechtigt sind und einen ersten geschlossenen Eindruck von germanischer Kultur erhalten, daß ferner die Hauptmasse der Germanen, die sogen. Westgermanen, damals von Norden nach Südwesten vorrückte, seit etwa 800 v. Chr. zuerst in Nordwestdeutschland mit den Kelten, drei Jahrhunderte später in Mitteldeutschland mit der dortigen kelto-illyrischen Mischbevölkerung zusammentraf und im letzten vorchristlichen Jahrhundert die süddeutschen Kelten nördlich der Donau zu überlagern begann. Es fielen die Zeiten des weitesten Vorrückens

<sup>18</sup> Unter Deutschland soll hier wie auch bei den weiteren Ausführungen zur Vor- und Frühgeschichte derjenige geographische Raum innerhalb Mitteleuropas verstanden werden, der später das Land der Deutschen wurde. In größerem Zusammenhang äußere ich mich darüber in meiner demnächst im Verlag Georg D. W. Callwey-München erscheinenden Wirtschaftsgeschichte Deutschlands von der Vorzeit bis zum Ende des Mittelalters. — Vgl. auch F. Adama van Scheltema, a. a. O., 13.

<sup>19</sup> Vgl. hierzu neuerdings Wilhelm Witter (Die Glockenbecherkultur, Remedello und Bygholm. Neue Forschungen über deren Verhältnis zu dem mitteldeutschen Metallindustriezentrum in der frühen Metallzeit, i. Mitt. d. Anthropol. Gesellsch. i. Wien, 1940, 82): „Auf den einzelnen Schmelzstätten, die längere Zeit hindurch nebeneinander bestanden haben müssen, hat man Erze aus ganz bestimmten Lagerstätten verhüttet, und das läßt vermuten, daß die einzelnen Werkplatzgemeinschaften die von ihnen ausgebeuteten Erzvorkommen eifersüchtig bewacht und anderen nicht zugänglich gemacht haben.“ Witters Forschungsergebnisse beruhen auf den Metallanalysen der verschiedenen Funde.



der Germanen annähernd mit den stärksten Ausgriffen der Kelten nach Westen, Süden und Osten zusammen.

Die Blüte der Hallstatt- und Latènekultur konnte zur Vervollkommnung des technischen Könnens der Germanen reiche Beiträge liefern. Denn die Kelten besaßen anscheinend eine stärkere Neigung zum rationalen Denken; die Germanen dagegen gingen in der Technik spekulativer vor und gestalteten phantasiereicher<sup>20</sup>. Ein erstes Anzeichen für dieses an sich fruchtbringende Spannungsverhältnis liefert der Kampf der Germanen um die keltischen Eisengewinnungsstätten im Sieg-Lahn-Dillgebiet und später um die Mittelpunkte der keltischen Eisenverarbeitung in den Oppida Südwestdeutschlands. Weitere Belege haben wir in der Aufnahme und Fortbildung der Latènekultur. So ergänzte sich germanische und keltische Veranlagung und ermöglichte den Hochstand handwerklicher und großgewerblicher Technik längst vor der Begegnung mit den Römern.

In dem letzten vorchristlichen Jahrhundert scheint die Keramik außer im Hausfließ auch beruflich betrieben worden zu sein, wie man aus den Latènefunden entnehmen kann. Die Textiltechnik dagegen dürfte in dieser ganzen Zeit noch ein Zweig des Hausfließes geblieben sein. Leider fehlt uns jede Kenntnis von etwaigen Nahrungsmittel- und dienstleistenden Gewerben; nur für die letzteren wurden vermutlich Unfreie herangezogen.

Vor der Begegnung mit dem Süden besaßen also die Germanen bereits nicht nur eine wirkliche berufliche Meisterschaft, sondern auch ein weit aufgefächertes Gewerbe, an dessen Spitze die Metallgewinnung und -verarbeitung im Großgewerbe und Handwerk stand. Die unruhigen Zeitläufte der Landnahme verlangten viel Waffen, und die Sitte, den toten Waffenbruder mit seiner Kriegsrüstung, seinem Schmuck und alltäglichen Gerät zu bestatten, drängte zu einem ständigen Neuschaffen. Hierfür standen neben den unentbehrlichen Waffenschmiedern noch die Edelschmiede zur Verfügung, die seit der Bronzezeit Gold zu Schmuck und Heiltümern — sicherlich in verselbständigter

<sup>20</sup> Für diese Auffassung spricht u. a. Anlage, Umwehrung und Aufteilung der keltischen Oppida im letzten Jahrhundert v. Chr. Ihre größten Leistungen darin erreichten die Kelten im mittelfranzösischen Bergland. „Die Verbreitung der Oppida umfaßt das ganze keltische Gebiet der Spätlatènezeit von Frankreich bis Ungarn. Sie waren also ebenso weit verbreitet, wie die einheitliche keltische Zivilisation der Spätlatènezeit reichte.“ (J. Werner, Die Bedeutung des Städtewesens für die Kultur-entwicklung des frühen Keltentums, i. Welt als Gesch. V, 1939, 382. — Von meiner Auffassung abweichend diejenige von Hans Weigert (Die Bedeutung des germanischen Ornaments, i. Wilhelm-Pinder-Festschr., 1938, 86): „Die Kelten übertrafen in der frühen Eisenzeit, zumal in der La-Tène-Epoche die Germanen an künstlerischer Zeugungskraft!“ W. verlangt stärkere Berücksichtigung der Kelten als Mittlern zwischen Antike und Germanen. — Vgl. dazu unten Anm. 23.



Berufstätigkeit — verarbeiteten. Beide Berufsgruppen haben ihre früherrungene Vorrangstellung in der Völkerwanderungszeit weiter gefestigt.

Schon nach den bisherigen Ausführungen muß einleuchten, daß die Germanen am Rhein und die Kelten an der Donau weder die handwerkliche Betriebsform noch wesentliche Neuerungen technischen Könnens und künstlerischer Formgestaltung erst von den Römern zu erlernen hatten<sup>21</sup>; und was sie etwa dazulernen konnten, lag in der bereits von ihnen eingeschlagenen Richtung. Die erforderliche Reife für die Annahme gewerblichen Fremdguts wäre also vorhanden gewesen, ein zwingender Anlaß, etwa gar ein Bedürfnis dazu fehlte aber. Es mangelte jedoch nicht an der Annahmewilligkeit gegenüber wirklichen Verbesserungen, aber sie war mehr eine ruhig hinnehmende als eine wirklich tätige. Und wir fragen schon in diesem Zusammenhang, ob überhaupt den Germanen vorbildlich und nachahmenswert erschien, was die Besatzung am Rhein und an der Donau vorführte. Sicherlich hat die überraschende Vielseitigkeit des provinzialrömischen Gewerbes ihren Eindruck auf Germanen und Kelten nicht verfehlt. Aber der hellenistisch-römische Geist der Gestaltung blieb ihnen ebenso fremd wie die auf die Spitze getriebene Zivilisation der Besatzungsarmee und der Beamten.

Die Standorte provinzialrömischer Gewerbetätigkeit hatten die Germanen unmittelbar vor Augen. Denn am Rhein reihten sich die Legionslager mit ihren Nebenanlagen und *canabae*, den Buden und Baracken der Handwerker und Händler, sowie die Verwaltungsmittelpunkte, und landeinwärts vom linken Rheinufer entstanden die Manufakturen römischer Unternehmer, die das Heer und die provinzialrömische Zivilbevölkerung versorgten<sup>22</sup>. In den Manufakturen wurden wegen der Größe der Nachfrage als Arbeitskräfte anscheinend auch

<sup>21</sup> Man vgl. damit die jeder Anschauung geschichtlicher Wirklichkeit bare Behauptung von Georg v. Below (*Probleme der Wirtschaftsgeschichte*, Tübingen 1920, 270), „daß auf deutschem Boden seit der Römerzeit ein selbständiges Handwerk bestanden hat, durch die Berührung mit der römischen Kultur hervorgebracht, aber nicht bloß durch sie“.

<sup>22</sup> Über die Reichhaltigkeit der Bedarfsdeckung für das Heer vgl. u. Anm. 51. — Über die sinkende Bedeutung des italienischen Gewerbes am Ende des 1. und 2. Jahrh. n. Chr. unterrichtet uns M. Rostovtzeff (a. a. O. I, 142): „Die führende Rolle, die Italien in der Produktion von Glas, Keramik, Lampen und Metallgefäßen gespielt hatte, ging ihm für immer verloren . . . Der gefährlichste Rivale Italiens war Gallien.“ — (Das. 271): „Es ist erstaunlich, wie die gallische Tonware tatsächlich den italienischen Import nach Gallien, Britannien, Germanien und den Donauprovinzen gedrosselt hat.“ — Vgl. auch Helmut Schoppa (*Sinn und Bedeutung der römischen Plastik am Rhein im 1. Jahrh. n. Chr.*, i. *Welt als Gesch.* V, 1939, 344): „Den römischen Legionen sind italienische Kunsthandwerker gefolgt. So hat auch die *Sigillata*-Industrie das Heer zunächst von den italienischen Herstellungszentren aus versorgt. Als dann die großen Standlager an Rhein und Lippe stehen und die neuen Provinzen

Germanen beschäftigt, die als gelehrige Schüler dank ihres bereits vorhandenen Könnens dort u. a. die Technik der geschlämmten Keramik, der Terra sigillata, sowie der Glasherstellung in kurzer Zeit erlernten und darin bald mehr leisteten als ihre Lehrmeister. Aber alles, was über Handfertigkeit und Technik hinausging, also die Formgestaltung, stieß bei den Germanen auf ablehnende Zurückhaltung. Schon bei den Kelten war in der Latènezeit die südlich-fremde Formensprache gefiltert und nur das ihrem Wesen gemäße aufgenommen worden<sup>23</sup>.

Will man ermessen, welche kulturgeschichtliche Tragweite die Beeinflussung der germanischen durch etwaige römische Formgebung hätte annehmen können, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß die bildende Kunst der deutschen Kaiserzeit unmittelbar auf der künstlerischen Gestaltungskraft des Handwerkers beruhte. Neben der Hofkunst der Karolinger, die den vorübergehenden Versuch einer Reception der Antike unternahm<sup>24</sup>, bestand die im Volke verwurzelte und schließlich obsiegende Kunstbetätigung. Ohne die vorangegangene jahrhundertelange Durchbildung des selbständigen Handwerks wäre sie

---

fest in den römischen Verwaltungsapparat eingebaut sind, werden Filialen der italienischen Fabriken in Gallien gegründet, die später von einheimischen Handwerkern übernommen werden.“ — Vgl. auch E. Wahle, Vorzeit, 178.

<sup>23</sup> Nach Hans Weigert (Deutsche Kunst, Berlin 1942, 29) war die keltische Kultur nicht nur in der Latène-, sondern auch in der Hallstattzeit „zeugungsreicher“ als die gleichzeitige germanische (s. Anm. 20). „In beiden Epochen nahmen die Kelten naturgestaltige Formen aus dem Mittelmeerbereich auf, bildeten sie ins Abstrakte, Naturfremde um und glichen sie damit dem Formwollen des Nordens an. Indem sie sich so wie ein Schutzwall zwischen den naturnachbildenden Süden und die eigengesetzlichen Formen des Nordens legten, bewahrten sie diesen vor einer Infektion, einer Überschwemmung mit Naturalformen, der die Germanen ohne diese keltische Mittelzone hätten erliegen können ... Wie die Pflanzen haben die Kelten der Latènezeit auch die naturnahen Menschen- und Tierdarstellungen des Mittelmeerbereichs ins Abstrakte abgewandelt.“ — F. Behn (a. a. O. 163) betont die „Verbindung nordischer und südeuropäisch-klassischer Elemente in der Latènekultur, doch in ganz anderer Weise als die der Hallstattzeit: die Kulturgedanken des Südens bleiben nicht fremdes Einfuhrgut, sondern werden aufgesogen und verarbeitet ... Der befruchtende Zustrom neuen Blutes schafft Neues. Wieder erweist sich das unruhvolle Krieger- und Herrentum als ein machtvoller Impuls zu kultureller Vorwärtsentwicklung, während die Umwelt des selbstgenügsamen Bauerntums in der Hallstattzeit wie in der jüngeren vormetallischen Stufe seine Stärke darin hat, überkommenes Kulturgut in breiter Ruhe zu bewahren und zu pflegen.“ — Das. über die technischen Fähigkeiten der Kelten, z. B. ihre Meisterschaft im Stählen des Eisens.

<sup>24</sup> Gegen die früher allgemeine Bezeichnung „karolingische Renaissance“ wendete sich schon Georg Dehio (a. a. O. I, 33, 52), weil es nicht ein Aufleben, sondern ein Ausleben der Antike war. Ähnlich Leo Bruhns (Christliche Frühzeit und mittelalterliche Dome, Leipzig 1927, 61). Dagegen spricht H. Weigert (Deutsche Kunst 65) im Hinblick auf die karolingische Literatur wieder von karolingischer Renaissance. Ebenso Hermann Schnitzler (Mittelalter und Antike. Über die Wiedergeburt der Antike in der Kunst des Mittelalters, München o. J.), jedoch wenig überzeugend.



nicht denkbar. Denn jene frühen Zeiten kannten noch nicht die Trennung des künstlerischen Entwurfs von der technischen Ausführung, wie sie heute im deshalb so genannten Kunst-Gewerbe üblich ist, sondern sahen das Kunstwerk aus der Hand des schaffenden Meisters unmittelbar hervorgehen. Darum auch nahm die damalige Geräte-, Gefäß-, Waffen- und Edelschmiedekunst eine ganz andre Stellung im Leben der germanischen Menschen ein als heute. Sie war von innerem Leben erfüllt und lange Zeit überhaupt der einzig sichtbare Ausdruck geistigen Schaffens. Im Hinblick darauf verlangt die Frage nach einem etwaigen Zustrom römischer Formensprache eine ausführlichere Betrachtung.

Vorweg gilt: das künstlerische Können der Germanen war in der Zeit der Begegnung mit den Römern in keiner Weise gefährdet, weder durch Ermüdung noch durch Manierismus. Wohl aber finden wir solche Züge unverkennbar im damaligen Schaffen der Römer<sup>25</sup>. Man braucht sich daraufhin nur die römischen Gefäße und Geräte aus Ton, Glas und Metall unbefangen anzusehen, die unsre Museen aufbewahren. Sie zeigen eine nicht mehr zu überbietende Beherrschung des Schmuckes, eine bis zur höchsten Vollkommenheit gesteigerte, fast auf die Spitze getriebene Technik der Glasgravierung und des Glasschliffs, des Überfangsverfahrens im Buntglas, der auf keramische Gefäße, Reliefs applizierenden Barbotinetechnik, feingliedriger Tauschierung und nobler Niellotechnik bei Metallarbeiten<sup>26</sup>. Wenn solche Spitzenleistungen technischen und kunstfertigen Könnens von den Germanen nicht übernommen wurden, muß diese Zurückhaltung begründet gewesen sein, da sie, wie erwähnt, nicht in mangelnder Reife erblickt werden kann<sup>27</sup>. Der Grund für die Ablehnung lag in dem eigenartigen, dem

<sup>25</sup> Zur Stilfrage der provinzialrömischen Großplastik vgl. H. Schoppa (a. a. O. 335). Sch. zeigt den Zusammenhang zwischen dem römischen Provinzialstil im Rheinland und der italienischen Volkskunst in deutlicher Abweichung von dem hellenistisch-augusteischen Klassizismus und weist nach, daß „die Großplastik als Fremdkörper in der Latène-Kunst zu werten ist, bei einem Volkstum, dessen außerordentliche kunstgewerbliche Begabung figürliche Motive nicht liebte“ (das. 343). — Im Urteil über die Wirkung römischer Kunstübung in Rätien schwankt Friedrich Wagner (Die Römer in Bayern, München 1928, 82, 90). — In völligem Gegensatz zu meiner Beweisführung steht die wenig glaubhafte These von Johannes Bühler (Die Kultur des Mittelalters, Stuttgart 1941, 87): „Die gemeinsame Ebene nun, auf der sich die Angleichung der beiden Welten und damit die Entstehung des romanisch-germanischen Kulturkreises vollzogen, war die gleichgerichtete Senex-Haltung des Römertums und Germanentums.“

<sup>26</sup> Einen knappen Überblick bietet der Bilderatlas *Germania Romana* mit Textband, hrsg. v. d. Röm.-Germ. Kommission d. dtsh. Arch. Inst., Bamberg 1924.

<sup>27</sup> Diese Auffassung ist heute herrschend. So hebt A. Dopsch (Kontinuitätsproblem 255) hervor, daß „die Niveaudifferenz zwischen der Kultur spätrömischer Zeiten und jener der Germanen erheblich geringer war, als man gewöhnlich voraussetzen pflegt“. Auch J. Werner (a. a. O., 380) betont „die kulturelle Unabhängigkeit Germaniens in den nachchristlichen Jahrhunderten“. — Solche Urteile dürfen aber



römischen völlig entgegengesetzten germanischen Formwillen. Der Gegensatz ist leicht nachweisbar an der grundsätzlichen Verschiedenheit der Gesamtgestaltung wie des Zierrats.

Diese Gegensätzlichkeit hat Walter Dexel in feinsinniger Einfühlung aufgedeckt und auf eine einfache Formel gebracht. Danach bestand eine unüberbrückbare Kluft zwischen germanischer Geräteformung und hellenistisch-römischem Gerätebau, ferner in der Art der Anbringung, Verteilung und Formensprache des Ornaments. Der germanische Meisterkünstler formte seit vorgeschichtlichen Zeiten Mehrzweckgeräte, bediente sich also nur weniger Grundformen, die je nach der vorgesehenen Verwendung abgewandelt wurden. Der Handwerker der Mittelmeerlande, der Hellenist oder der dessen künstlerisches Vorbild nachahmende römische Handwerker verwendete für jede Aufgabe eine bestimmte, gleichsam in einem Kanon festliegende Form, z. B. für Gefäße zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten, zum Darreichen von Getränken und Speisen usw. Das verraten auch die feststehenden Bezeichnungen für die einzelnen Gefäßgattungen: Amphora, Hydria, Krater, Oinochoe, Prochoe, Lekythos, Kantharos usw. Ebenso feststehend wie die Bildung der Gesamtform war auch die der Einzelheiten, des Fußes, Henkels, Halses der Gefäße. Was von solchen hellenistisch-römischen Stücken nach Innerdeutschland eindrang, wurde als wesensfremd empfunden. Zwar nahm es die germanische Oberschicht gelegentlich auf und benutzte es, es wurde sogar zuweilen den Toten bei der Bestattung beigegeben, blieb aber durchaus fremde Stilform und wurde nicht zur Volkskunst. Ähnlich verhielt es sich mit der Ornamentik der spätantiken Geräte. Beim germanischen Meisterkünstler wuchs sie gleichsam aus der formenden Hand dem Gebilde zu und half die Form betonen. Vom hellenistisch-römischen Manufakturisten wurde dagegen das Ornament ganz nach Belieben hinzugefügt, fast möchte man sagen: angeklebt, z. T. sogar als Abdruck von vorverfertigten Schablonen.

Der letzte Gegensatz zwischen hellenistisch-römischem und germanischem Empfinden zeigt sich in der Zeichnung der Zierformen. Der Süden liebte und pflegte das naturalistische Ornament, der Germane

---

nicht die damals bestehende Unterschiedlichkeit der einzelnen Landschaften Germaniens verschleiern, auf die u. a. C. Schuchhardt (Vorgeschichte 211) aufmerksam macht: „Für Nordwestdeutschland waren in den Jahrhunderten der ersten Eisenzeit die Verbindungsfäden mit der großen Welt des Südens und Ostens gerissen. Das Land war isoliert und vegetierte in einer soliden, aber einfachen Bauernkultur. Und dies Verhältnis hat sich dann noch lange fortgesetzt; es ist noch zur Römerzeit in dem starken Unterschiede von West und Ost deutlich zu spüren: der dürftigen Weser- und der reichen Elbkultur, dem spartanischen Wesen der Arminiusleute und dem weltmännlichen Athenertum des Marbodbundes“.

<sup>28</sup> Das Folgende nach Walter Dexel, Deutsches Handwerksgut, Eine Kultur- und Formgeschichte des Hausgeräts, Berlin 1939.

dagegen verwendete damals noch ausschließlich abstrakte, d. h. gegenstandslose Formen<sup>29</sup>. Dort überzogen reiche Darstellungen von naturalistischen Pflanzen, Tieren, Menschen, Göttergestalten, ja, ganzen mythologischen Erzählungen das Werkstück, hier beschränkte man sich auf sparsamen geometrischen und Linien-Flächenschmuck. Das germanische Ornament war gleichwohl nicht stumm, wenn auch nicht redselig berichtend wie das spätantike; aber es hatte seine besondere Symbolik. Sie sprach zu den Menschen der Zeit in ihrer eigenen Weise und bot ihnen gleichsam ein verdichtetes Epigramm, das unmittelbar verstanden wurde. Uns ist der Ausdrucksgehalt dieser ornamentalen Epigraphik fast völlig fremd geworden und nur aus dem romanischen Schmuck der Säulen, Kapitelle, Portale, Fenster können wir einige, etwa die apotrophäischen, unheilwendenden Zeichen deuten. Also weil der Schmuck an den gewerblichen Erzeugnissen der Germanen mehr als bloße Ver-zierung war und seine Symbolik in ihrem geistigen Verhältnis zur Umwelt verwurzelt war<sup>30</sup>, darum kamen sie gar nicht in die Versuchung, nachzuahmen, was ihnen innerlich fremd blieb.

Hätten wir uns nur die Aufgabe gestellt, dem Gedanken der römischen Kontinuität nachzugehen, und wollten wir nicht grundsätzlich den Übergang des Wirtschaftstils vom germanischen Altertum zum Mittelalter kennen lernen, so wäre die bisherige Beweisführung schon zu weit gegangen. Denn römisches Importgut strömte überhaupt nicht weit nach Innerdeutschland hinein, sondern kam dorthin nur tropfenweise und gelegentlich<sup>31</sup>. Eher schon wurde Norddeutschland von römischen Kauf-

<sup>29</sup> Wilhelm Worringer (Abstraktion und Einfühlung, Ein Beitrag zur Stilpsychologie, 12. Aufl., München 1921, 69) verweist auf „die Absurdität, die dadurch entsteht, daß man die Geschichte der Kunst mit der Geschichte des Nachahmungstriebes, d. h. der manuellen Geschicklichkeit der Nachbildung identifiziert“. In Wirklichkeit habe der geometrische Stil am Anfang aller Ornamentik gestanden (das. 67). — Ders. (Formprobleme der Gotik, München 1927, 41): „Durch die Schärfe der Wirklichkeitserfassung sondert sich die nordische Kultur von der klassischen, die der Willkür der Wirklichkeit ausweichend sich ganz auf dem Natürlichen und seiner geheimen Gesetzmäßigkeit aufbaut“.

<sup>30</sup> Ders. (Abstraktion 66): „Es liegt im Wesen der Ornamentik, daß in ihren Erzeugnissen das Kunstwollen eines Volkes am reinsten und ungetrübtesten zum Ausdruck kommt.“

<sup>31</sup> Aus den weiter unten (Abschn. 5) folgenden Betrachtungen muß hier schon vorweggenommen werden, daß das Ausmaß des Austausches zwischen den römischen Provinzen und Germanien in den verschiedenen Zeitabschnitten sehr gewechselt hat. Im Südwesten Deutschlands hat z. B. der Bau des Limes und seine Vorverlegung mit der Verlängerung bis zur Donau unter Antoninus Pius (138—161) zu entscheidenden Wandlungen in den Austauschbeziehungen geführt. Es „wurde eine scharfe Grenzkontrolle ausgeübt und der Zutritt der Außenbewohner des Reiches zu den inneren Märkten, wie er einst den Hermunduren in Augsburg gestattet worden war, verboten“ (E. Kornemann, a. a. O., 146). — „Vor dem Limes begegnete man damals



leuten mit Importwaren einmal aufgesucht<sup>31a</sup>. Aber die Absatzmöglichkeiten dürften sehr gering gewesen sein. Denn, wie wir wissen, lebte der Norden und Nordwesten Deutschlands seit den beiden letzten Jahrhunderten v. Chr. und auch noch danach in einer selbstgenügsamen ruhigen Bauernkultur, damit beschäftigt, das am Beginn der Frühgeschichte durch Einwanderung gewonnene Land dem Ausbau zuzuführen. Die dortigen Bauern hatten nicht teil an der Beweglichkeit der am Rhein wohnenden Stämme und nahmen auch nichts von den Errungenschaften der Latènekultur auf. Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen kein Bedürfnis nach römischer Importware in Norddeutschland bestand<sup>32</sup>. Auch zu den Germanen Mitteldeutschlands drangen nur wenige römischen Waren vor. Es blieb daher, wie erwähnt, die Annahme einiger Fertigkeiten — Herstellung von Glas und geschlämmter Keramik — und daneben unwesentlicher Geschicklichkeiten auf die Bewohner des Rheintals unterhalb von Koblenz beschränkt.

Wenden wir unsern Blick den Donaulandschaften, der andern Berührungsfläche germanischer Wirtschaft mit römischem Wesen zu, so stoßen wir auf andere Voraussetzungen für eine Kulturübernahme als am Rhein, weil wir in eine spätere Zeit, das zweite Jahrhundert, eintreten und weil an der Donau größere Truppenzusammenziehungen stattfanden. Am Rhein blieben nur vier Legionen, an der Donau dagegen erhöhte sich ihre Zahl auf zehn und nach dem Markomannenkrieg sogar auf zwölf<sup>33</sup>. Die Legionslager wurden hier von Anbeginn größer durch Ausbau der *canabae* angelegt und Aquincum, Brigetio, Carnuntum in Pannonien, Vindobona und Lauriacum in Noricum, Regina Castra in Rätien boten Ansatzpunkte für den Aufbau eines regen städtischen Wirtschaftslebens. Die Verwaltung der Donauprovinzen war auch weniger militärisch eingerichtet als am Rhein im ersten

---

selten römischen Einfuhrwaren“ (H. Aubin, *Die Umwandlung des Abendlandes durch die Germanen bis zum Ausgang der Karolingerzeit*, i. *Neue Prop.-Weltgesch.* II, Berlin 1940, 55). — Wenig zuverlässig erscheint die Behauptung von M. Rostovtzeff (a. a. O., I, 273), der auf Grund eines (!) Fundes aus Lübsow bei Stettin und an einigen (!) anderen Orten einen „lebhaften Warenaustausch zwischen Norddeutschland und Italien“ für bezeugt hält. Übertrieben hat wohl auch der sonst so sachliche C. Schuchhardt, wenn er behauptet (*Alteuropa* 317), daß schon seit 700 v. Chr. von Norddeutschland aus „mit dem Süden, dem Hallstattkreise und Italien, ein Handel angebahnt wird, der das Land mit den schönsten Bronzewaren überschwemmt“.

<sup>31a</sup> Vgl. Hans Jürgens Eggers, *Das römische Einfuhrgut im freien Germanien*, i. *Bericht ü. d. Internat. Kongreß für Archäologie*, Berlin 1940, 569. — Ders., *Das römische Einfuhrgut in Pommern*, i. *Baltische Studien*, N. F. XLII, 1940.

<sup>32</sup> Vgl. dagegen Helmut Schoppa, *Römisches Handelsgut in Westfalen*, i. *Welt als Gesch.* III, 1937, 465.

<sup>33</sup> Vgl. E. Kornemann, a. a. O. II, 105, 154 ff. und Karte gegenüber 224. — Theodor Mommsen, *Das römische Imperium* (Neudruck Berlin 1941), 179. — F. Kaphahn, a. a. O. 11.

Jahrhundert, wo sie nun im zweiten Jahrhundert durch die Aussonderung der beiden Provinzen, *Germania superior* und *Germania inferior*, gleichfalls mehr auf den zivilen Fuß gestellt wurde. Aber offensichtlich verlagerte sich der wirtschaftliche Schwerpunkt in der *Romania* vom Rhein nach der Donau<sup>34</sup>. Infolgedessen wirkte in den Donauprovinzen stärker als das Gewerbe der Handel umgestaltend auf den Wirtschaftsstil ein, worüber später noch im einzelnen zu sprechen sein wird. Hier ist zunächst in Fortführung unseres Gedankengangs nach einer etwaigen Beeinflussung des innerdeutschen durch das donauländische Gewerbe seit dem 3. Jahrhundert zu fragen.

Bei der Beantwortung dieser Frage muß wegen der eigenartigen Stammesverhältnisse im Donauraum noch einmal etwas weiter ausgeholt werden. Wir verstehen nämlich die dortige Bereitwilligkeit zur Annahme und Verarbeitung von Fremdeinflüssen erst, wenn wir uns vor Augen halten, daß in dem donauproviziellen Durchgangsland, das nach Italien und Gallien durch Zollgrenzen abgeschlossen war, noch der keltische Grundbestand nachwirkte. Die Kelten hatten in ihrer Blütezeit, dem 5. Jahrhundert v. Chr., die dort ansässigen Illyrier nach Osten bis zum Inn zurückgedrängt und ihre Stoßkraft in der Zeit der großen keltischen Wanderungen nach Westen, Süden und Osten bewiesen. Die einwandernden Germanen trafen also auf keine schwächliche oder unbedeutende Überlieferung im Gewerbe, wenn auch, wie C. Schuchhardt meint<sup>35</sup>, die keltische Kulturleistung schon um Christi Geburt wie ein glänzender Meteor verloschen war. Ebenso schnell war die politische Unternehmungslust der Kelten nach den Zeiten des Vercingetorix versiegt.

<sup>34</sup> Vgl. E. Kornemann (a. a. O. 105): „Bei der immer stärkeren Betonung einer guten West-Ost-Verbindung im Norden der Alpen zwischen Mainz und Regensburg, dann weiter an der Donau abwärts, entstand im heutigen Württemberg das große Passageland für den West-Ost-Verkehr im Nordteil des Reiches zu dem Schwarzen Meer hin, der Vorläufer der Nibelungenstraße des Mittelalters.“ — (Das. 106): „Wie bisher Germanien und der Rhein, so bestimmte von jetzt ab für Jahrhunderte der europäischste aller Europaströme die Schicksale des Reiches.“ — (Das. 140): „Auch die Donauländer wurden jetzt zu einem großartigen Absatzmarkt nicht nur durch die emporstrebende Eingeborenenbevölkerung, sondern auch durch die ständig wachsende Donauarmee.“ — F. Kaphahn, a. a. O. 15 ff.

<sup>35</sup> Vorgeschichte 235. — Ders., *Alteuropa* 325: „Die Latène-Periode pflegt man bis Chr. Geb. zu rechnen, aber die Einflüsse ihrer Kultur reichen in Wirklichkeit viel weiter. Sie sind in den keltischen Provinzen des Römischen Reiches noch jahrhundertlang in Geltung geblieben und haben noch die Grundlagen abgeben für die sich bildenden Neukulturen der frühgermanischen Stämme der Franken, Alemannen und Bajuwaren.“ — „Ein bedeutender Kulturerwerb aus der Welt des klassischen Südens fällt in die mittleren und späteren Perioden der Latènezeit, die Übernahme der Münzprägung, vorwiegend nach makedonischem, weniger nach massiliotisch-europä. Kulturen, Völker und Rassen, Bielefeld/Leipzig 1938, 86 ff. — R. Pittioni, a. a. O., 348.



Das Neuartige in der gewerblichen Kunst der Kelten war die Neigung zur Animalisierung des Ornaments. Nach der in der Vorgeschichtschreibung vorherrschenden Auffassung lassen sich hellenistische Einflüsse im keltischen Kulturbereich schon im 5. Jahrhundert v. Chr. nachweisen. Vereinzelt Funde deuten darauf hin. Seitdem fand sich die Neigung zur Umgestaltung des geometrischen Schmucks in das Animalische, „das Ausblühen der reinen Linienverzierung zu pflanzlichen und tierischen oder menschlichen Gebilden“<sup>36</sup>. Diese Anregungen und Vorbilder sind wohl nicht, wie die klassische Archäologie früher annahm, von Südfrankreich (Massilia), sondern schon damals von den griechischen Kolonien an der Schwarzmeerküste zugeströmt; vielleicht auch die technischen Verbesserungen der Keramik (Verwendung der Drehscheibe), sicherlich die Vervollkommnung der Schmucktechnik (Gebrauch der Inkrustation und Emaille) und ebenso die Aufnahme neuer Zierformen (Schwellband und Palmette)<sup>37</sup>. Wir hätten hier also, falls diese Auffassung zutrifft, den seltenen Fall einer Kulturwanderung ohne vermittelnden Kulturträger. Eine unmittelbare Kulturübernahme dagegen stellte die Weitergabe dieses Zustroms an die germanisch-keltische Bevölkerung Rätiens und die keltisch-illyrischen Bewohner Noricums in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Geb. dar.

Auf diese aus der Latènekultur stammende Überlieferung traf seit dem Ende des 4. und im 5. Jahrhundert der Zustrom aus den gotischen Niederlassungen am Nordrande des Schwarzen Meeres. Bei dem Abzug der Ostgoten aus Südrußland nach 375 „erscheint das Germanentum in ganz neuem Gewand. Nichts von dem, was sie aus ihrer alten Ostseeheimat etwa haben mitbringen können, ist zu bemerken. Die ganze Ausstattung ist am Schwarzen Meer neubeschafft“<sup>38</sup>. Diese neue Aus-

<sup>36</sup> C. Schuchhardt, Vorgeschichte 229.

<sup>37</sup> Das. 233. — Ders., Alteuropa 322. — Hans Hahne, Das vorgeschichtliche Europa. Kulturen, Völker und Rassen, Bielefeld/Leipzig 1938, 86 ff.

<sup>38</sup> C. Schuchhardt, Alteuropa 327. — Die „kulturelle Ausstattung“, die die Goten weitergaben, stellte bereits eine selbständige Verarbeitung der aufgenommenen Anregungen dar. Die Kunstgeschichte kann die Zusammenhänge der Schwarzmeerkultur bis weit hinauf in die Dipylonkultur verfolgen, übermittlelt durch die griechischen Kolonialstädte am Pontus seit dem 7. und 6. Jahrh. v. Chr. Im weiteren Verlauf wurde dort der eigentliche Tierstil aufgenommen, über dessen Herkunft noch keine Klarheit besteht. Im 3. Jahrh. v. Chr. drangen in das skytische Rußland die asiatischen Sarmaten ein, auf die dann die Goten bei ihrer Einwanderung stießen. Aus der sarmatischen Zeit stammen auch die Einflüsse aus Persien und Indien, woher später die bunten Edelsteine kamen. Bei ihrer Einwanderung hatten die Sarmaten auch chinesische und sibirische Erinnerungen mitgebracht, so daß die Goten schließlich auf ein nach seiner Herkunft schon kaum noch unterscheidbares kulturelles Gemisch trafen, das aber bereits eigene Ausdrucksformen gefunden hatte. Die Goten waren so gesund beim Einatmen der fremden Luft, so stark im Ausatmen, daß die neue von ihnen weiter getragene Formenwelt sich schließlich überall vorfand, wo

stattung betraf vor allem Zierformen, insbesondere die Grundbestandteile der Tierornamentik und neue Techniken der Schmuckgestaltung, die bunte Vielfarbigkeit durch Verwendung von Halbedelsteinen, die Einlege- und die Filigranarbeit, worin sie sich mit der Latènekultur berührte. Dagegen traten keine erheblichen Neuerungen in der Gesamtgestaltung unter dem südöstlichen Zustrom ein.

Gewisse Unsicherheiten des Urteils über diese Vorgänge ergaben sich bisher aus dem Auftreten der Tierornamentik in dem Geriemselwerk auf Schmuckstücken und Geräten und in den Flechtbandwerk an Bauteilen (Türgewänden, Kapitellen) seit der Merowingerzeit. Nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung haben die Germanen weder die Animalisierung der geometrischen Zierformen, noch die Tierornamentik erfunden, wohl aber diesen Zustrom so bereitwillig aufgenommen und innerlich selbständig verarbeitet, daß die nordische — nicht schlechtweg altgermanische — Tierornamentik „ihre ausdrucksvollste, die Phantasie wirklich hinreißende Ausgestaltung erst um 700 n. Chr. bei den keltischen Iren und in dem folgenden halben Jahrtausend bei den Wikingern Norwegens und Schwedens“ fand<sup>39</sup>. Zuerst in Niedersachsen auftretend, dann ins Rheinland vordringend, schließlich in allen Teilen Deutschlands heimisch, gehört die Tierornamentik zu den eindrucksvollsten Leistungen der romanischen Plastik. Wegen ihres metaphysischen Gehalts bezeichnet sie Wilhelm Worringer geradezu als eine „geheime Gotik“<sup>40</sup>.

Die an ungelösten Fragen so reiche Völkerwanderungszeit — der zweite Höhepunkt germanischer Kultur nach dem ersten in der Bronzezeit (Herbert Kühn) — bewies eine Annahmewilligkeit und Aufnahmebereitschaft, die sich mit Freiheit und Stärke einten. Ihr Zeichen war nicht mehr das einer zurückhaltenden Abgeschlossenheit, sondern eines kräftigen und mutigen Mitgehens. Trotz des „gefährlich Offenen ihres Wesens“ (F. Kaphahn) haben die Germanen sich nicht schwächlich an Fremdes verloren. Ursprung verschmolz mit Zustrom.

Hier schließt sich der Kreis unsrer Fragen über das germanische Gewerbe mit dem Hinweis auf die Austauschbeziehungen zwischen Süd-

---

sie gewandert waren, auch in Italien, Frankreich und Spanien. — Vgl. hierüber im einzelnen Herbert Kühn, *Die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands* (Prop.-Kunstgesch. XXIV), Berlin 1935, 146 ff.

<sup>39</sup> L. Bruhns, a. a. O. 50.

<sup>40</sup> W. Worringer, *Formprobleme* 27 ff. — Das. 40/41: „Bei der Tierornamentik“ handelt es sich nicht um Naturerinnerungen ... Die Welt des Natürlichen war dem nordischen Menschen noch verschlossen. Um so intensiver aber drängte sich ihm die Wirklichkeit auf ... Durch die Schärfe der Wirklichkeitserfassung sondert sich die nordische Kunst von der klassischen, die der Willkür der Wirklichkeit ausweichend sich ganz auf dem Natürlichen und seiner geheimen Gesetzmäßigkeit aufbaut.“



osteuropa und Innerdeutschland. Die Funde an Kulturhinterlassenschaft zeigen, daß die Goten die Verbindung mit ihrem ostpreußischen Rastort nach ihrer Niederlassung am Schwarzen Meer zwar nicht ganz aufgegeben haben, wohl aber — vermutlich wegen der Durchgangsschwierigkeiten bei den Rokitnosümpfen — nach und nach einschränkten. Dagegen verloren sie nicht den Zusammenhang mit ihrer ältesten Heimat in Skandinavien. Der Weg dorthin führte über Rumänien und Ungarn die Donau aufwärts durch die mährische Senke zur Oder und diese abwärts nach Dänemark und Schweden<sup>41</sup> — ein wichtiger Hinweis aus den Bodenfunden auch für die später zu erörternden Handelsbeziehungen.

Offenbarte sich in der Völkerwanderungszeit also zweifellos die Stärke und Unabhängigkeit germanischen Kunstschaffens, die durch fremde Vorbilder anscheinend überhaupt nicht erweicht werden konnten<sup>42</sup>, wie u. a. auch die Schöpfungen großen Maßstabs, etwa das Grabmal des Theoderich<sup>43</sup> beweisen, so bleibt doch die Frage noch offen, welche Gründe auch später für die Ablehnung römischer Zivilisation, selbst wenn sie technisch überlegen war, gesprochen haben mögen. Warum haben die Germanen die Massivbauweise der Römer, von der sie großartige Leistungen an Thermen, Theatern, Aquädukten, Villen, Brücken usw. schon im Rheinland, dann im Donaugebiet und schließlich auf ihren Wanderungen kennen gelernt hatten, nicht übernommen oder wenigstens als Anregung benutzt? Galt wirklich der bekannte Anspruch des Bischofs von Poitiers, des Oberitalieners Venantius Fortu-

<sup>41</sup> H. Kühn, a. a. O. 155.

<sup>42</sup> „Immer deutlicher glaubt man heute an der mittelrheinischen Keramik und von Handwerkserzeugnissen überhaupt etwa seit der Wende des 3. zum 4. Jahrh. n. Chr. eine Germanisierung der römisch-provinziellen Volkselemente durch den Einfluß mitteldeutscher, genauer thüringischer zu erkennen“! (H. Aubin, Von Raum und Grenzen, 210).

<sup>43</sup> Die Urteile hierüber schwanken. Albrecht Haupt, den Worringer den „autoritativen Geschichtsschreiber germanischer Kunst“ nennt, hält (Die Baukunst der Germanen, Berlin 1923, 142) das Grabmal für das einzige Denkmal, „das wir als in Wesen und Gedanken, wie teilweise in der Ausführung als ein wirklich germanisches zu bezeichnen, berechtigt sind“. Wilhelm Pinder (Die Kunst der deutschen Kaiserzeit bis zum Ende der staufischen Klassik, Leipzig 1937, 40) dagegen meint: „Das Grabmal hat unverkennbar germanische Züge, und doch trägt nirgends der altnordische Boden etwas wirklich Ähnliches: es ist ein Hünengrab in spätantiken Formen.“ — Wir erleben an dem Grabmal das, was Pinder in der frühen deutschen Kunst zu klären versucht: Herkunft und Begegnung. — L. Bruhns (a. a. O. 36) meint: „Indem das Bauwerk die innere Beziehung zu den eigenen Blutsbahnen ebenso deutlich empfinden läßt, wie die äußere Verwandtschaft mit der Engelsburg und den Grabbauten des Ostens, verkündet es mit klar vernehmbarer Stimme die historische Bedeutung seines Erbauers und Insassen, wird es zum wahren Denkmal der einsamen Persönlichkeit Theoderichs des Großen, des ersten Vermählers des deutschen Faust mit der antiken Helena.“

natus, der noch um 600 den Holzbau als höher stehend rühmte: „Weg mit euch, mit den Wänden von Quadersteinen! Viel stolzer / Scheint mir, ein meisterlich Werk, hier der gezimmerte Bau! . . . Nirgends klaffenden Spalt duldet des Zimmermanns Hand!“ Können wir diese Worte als Ausdruck der bei den Germanen allgemeinen Anschauung ansehen? Und andererseits: Warum wurde das ihnen durch die Kelten schon nahe gebrachte Wohnen in Städten — wenn auch die *canabae* oder gar die römische Residenz in Trier ihnen nicht Vorbilder waren — so beharrlich abgelehnt, bis sie auf einem weiten Umweg erst seit dem 10. Jahrhundert zur Gründung eigener Städte kamen? Wir haben dafür nur Vermutungen. Es mag zutiefst dem germanischen Freiheitsdrang, vielleicht sogar einem unbewußten Individualismus widersprochen haben, in Städten zu wohnen, auch wenn es die größere Sicherheit gewährte. Es hätte sich also wiederum in der *Germania Libera* das überlieferte Empfinden behauptet. Wissen wir doch, daß sogar noch zur Zeit Karls d. Gr. die Aufführung der Kultbauten ausdrücklich in Stein befohlen werden mußte<sup>44</sup>. Trotzdem behauptete sich der alte Fachwerkbau in den Städten — trotz erhöhter Feuergefährlichkeit — das ganze Mittelalter hindurch als die bürgerliche Behausung. So nimmt es denn auch nicht wunder, daß selbst dort, wo später deutsche Städte an der Stelle alter römischer aufgebaut wurden, das frühere Straßennetz nicht benutzt wurde, sicherlich nicht bloß, weil die alten Römerstraßen gelegentlich unter meterhohem Schutt verdeckt lagen<sup>45</sup>, sondern weil die Deutschen wie ihre germanischen Vorfahren stark genug waren, Eigenes und ihnen Gemäßes zu schaffen. Wer möchte da von mangelnder Reife sprechen, wo offenbar nur das Bedürfnis fehlte?

<sup>44</sup> W. Pinder (a. a. O. 58) führt diese Anordnung Karls d. Gr. auf politische Beweggründe zurück. „Die monumentalen Ausdrucksformen des christlichen Glaubens verbürgten ihm die weltliche Macht. So befahl er den Steinbau, und es entstanden auf ein Machtwort ringsum Kirchen der verschiedensten Formen, nicht die ersten Steinkirchen, aber nun erst die Steinkirchen als Forderung. Sie entstanden nicht etwa aus der römischen Provinzialkunst, nicht durch eine langsame Angleichung neuer Menschen an einen alten Boden, sondern aus den großen kaiserlichen Bautaten Roms, Konstantinopels, besonders aber Ravennas . . . Aber es entstanden keine Kopien! Nicht eine entstand!“ — Vgl. auch L. Bruhns, a. a. O. 72. — Gegen die frühere, aber verfehltete Annahme der angeblich „vom germanischen Adel erzwungenen Übertragung von Holzformen auf den Steinbau“ wendet sich G. Dehio (a. a. O. 30) als „eine romantische Sentimentalität modernster Färbung“. — Aber diese Fragen sind m. E. solange noch nicht entschieden, wie die für unsre Betrachtung ebenfalls wichtigen Einflüsse aus dem syrischen Basilikenbau auf den deutschen ungeklärt bleiben. Vgl. in diesem Zusammenhang Theodor Kluge, Versuch einer systematischen Darstellung der altgeorgischen (grusinischen) Kirchenbauten (Dr.-Ing.-Diss.), Braunschweig 1918. — W. Pinder, a. a. O. 86. — Zur Polarität zwischen Mittelmeer und Nordkreis vgl. auch J. Strzygowski, a. a. O. S. XIII, 417.

<sup>45</sup> Vgl. Christoph Klaiber, Die Grundrißbildung der deutschen Stadt im Mittelalter (Dr.-Ing.-Diss.), Berlin 1912, 28 ff.



War es in den Anfangszeiten der Begegnung mit dem Süden bei der Übernahme einiger neuer gewerblicher Geschicklichkeiten durch die Germanen geblieben und hatten diese sich im übrigen gegen die Nachahmung künstlerischer Vorbilder aus der römischen Kultur kühl ablehnend verhalten, war dann der in der Völkerwanderungszeit eingedrungene Fremdeinfluß schwarzmeerer Herkunft so stark angeglichen und umgebildet worden, daß eigenartig Neues daraus entstand, so fand im eigentlichen Mittelalter trotz des Bemühens der politischen Führung um eine vermeintliche Renaissance, die in der bildenden Kunst eben eine Rezeption blieb, der Deutsche stets wieder zur eigenständigen Überlieferung zurück. Diese — vielleicht unbewußte — Sicherheit gab ihm die Kraft, Fremdes an- und aufzunehmen, wenn er es brauchte, es unbeachtet beiseite zu lassen, wenn er aus Eigenem schöpfen konnte. Es hat ihm nicht an Reife zur Übernahme fremder Anregungen, wohl aber am Bedürfnis und an der Bereitwilligkeit gefehlt, künstlerisch und technisch fremdem Vorbild unbesehen zu folgen.

(Fortsetzung folgt)